

10)

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von **Wilhelmine v. Sillern.**

„Aber, Herr Gemming,“ sagt ein allerliebster Gostallers-töchterlein, „machen Sie uns jetzt nicht mehr vor?“
Er nähert sich ihr ein paar Schritt und schaut ihr lächelnd so tief in die Augen, daß dem Mägdlein heiß und kalt wird.

„Ein andersmal, Herzerl! Aber dann mach' ich Dir nie vor, — sondern dann ist's Ernst!“

Das Fräulein wird bei dieser unerhörten Reckheit dunkel-rot und kommt wie begossen zur Mama zurück. Die examinirt gleich: „Was hat er Dir denn g'sagt, daß d' so verlegen bist?“

„Ach — er — er hat, mein' ich, zuviel!“ stammelt das Töchterlein mit glühenden Wangen.

„Ja — es ist auch Zeit, daß man ausbricht!“ sagt die Mama laut. „Kellnerin, sind Sie so gut und lassen Sie den Wirth anspannen.“

„Ja, meinen Knecht auch!“

„Unsern auch!“ erschallt nun das Echo von allen Seiten, denn wenn eines den Anfang gemacht hat, folgen alle nach.

Gemming nicht befriedigt zu diesem Ausbruch. Er sitzt schon lang wieder beim Pfarrer und hat sich mit der größten Unbefangenheit einen Stuhl genommen, als wäre es seine Pflicht, den geistlichen Herrn zu unterhalten.

Der Wirth tuschelt dem letzteren ins Ohr: „Wollen Hochwürden heut auch a Flaschenbier? Ober probiren Sie's mit 're Halben vom Faß? 's Bier is heut gut, i kann's Ihna rekommandiren!“

„Geben Sie nur Faßbier her —“ erwidert der Angeredete ungeduldig verstimmt, als wollte er sagen: „Wenn der dabei ist — geht alles in einem hin!“ Der Gemming braucht auch nicht zu sehen, daß er ein extra Bier für sich hat.

„Nun, wie steht es denn mit Ihrem Sohn, Herr Bissinger?“ fragt der Pfarrer, als der Wirth ihm eine Halbe mit schönem weißen Schaum hinstellt. „Noch immer keine Nachrichten?“

„O mei, Herr Pfarrer! Was das hentzutag für Kinder sind! Lauft der Bu' davon, weil i ihm amal den Vater zeigt hab'!“

Der Pfarrer nippt an der Halben „vom Faß“ mit der Resignation des Sokrates, als er den Giftbecher an die Lippen setzte. Es ist nun einmal heute kein guter Tag! „Sie waren eben nie streng genug! Sie haben ihm zu selten den Vater gezeigt,“ jagt er mit der noch vom ersten Schluck verzogenen Miene. „Drum hat er sich nicht daran gewöhnt. Jetzt — ist's zu spät!“

„Meinen Hochwürden, daß es besser g'wesen wär', wenn man den Buben mit Strenge erzogen hätte?“ erlaubt sich Gemming dreinzureden.

Der Pfarrer blickt ihn an, als wollte er sagen: „Wie kommst denn Du dazu, Dich in ein solches Gespräch zu mischen?“

Gemming bemerkt den Blick wohl, läßt sich aber nicht einschüchtern. Er bläst eine dicke Wolke aus seiner kurzen Pfeife und spricht ruhig weiter: „Ich hab' immer gefunden, daß Strenge mehr verdirbt als nußt — in allen Dingen!“

„Ich weiß nicht, wo Sie Ihre pädagogischen Studien gemacht haben —“ sagt der Pfarrer achselzuckend — und bricht ab, als wolle er sich mit Gemming überhaupt nicht einlassen, da aber der Hochbräu die auswärtigen Gäst hinauskomplimentiren muß, sind die beiden allein aufeinander angewiesen.

„Wo ich die Studien g'macht hab'? An mir selber, Hochwürden! 's ist ja richtig — 's war nicht viel an mir z' verderben, — aber was noch zu verderben war, — das hat Strenge gethan. Hätt' man mich gehen und mir die Hörner ablaufen lassen, wär' vielleicht ganz was Rechts aus mir worden. Aber da hat auch alles in meinen Vater 'meing'redt, er soll die Zügel straffer anziehen. Was hat's g'holfen? Daß ich meinen Vater g'fürchtet und mir's Lügen ang'wöhnt hab'. Vorher war ich doch wenigstens

ehrlich und hab' meine tollen Streich' eing'standen, — von da an hab' ich sie verheimlicht, und bald war mir mein Vater nie mehr, als ein Zuchtmeister, vor dem man sich hüten muß. Dann hab' ich's Schuldenmachen ang'fangen und um hundert Gulden vor meinem Vater zu verheimlichen, beim Bucherer fünfhundert verschrieben — bis nie mehr da war. — Und so ist's grad' beim Militär g'wesen. — Da hat man's auch mit Strenge machen wollen, aber je strenger man war, desto widersässlicher bin ich worden, und weil ich halt amal a lustige Haut bin, so hat sich's bei mir auf die humoristische Seit' g'schlag'n! Da hab' ich mich aufs Persifliren g'legt, wo vielleicht andre 'n Kopf hätten hängen lassen — und wo andre g'weint hätten, da hab' ich g'lacht.“

„Ja — auch wohl ausgelacht —“ wirft der Pfarrer ein. „Natürlich, hab' i s' ausg'lacht!“

Der Pfarrer lehnt sich in den Stuhl zurück. „Da kann man sich freilich nicht wundern, wenn die Vorgesetzten sich das nicht gefallen lassen.“

„Ja, ich bitt' Sie, was ist denn das so schrecklich's? Weil mir alleweil vorg'worfen worden ist, ich hätt' keine Disziplin — und ich mach' den Spaß, daß ich den Befehl, auf'm kürzesten Weg nach Nürnberg 'nein zu marschiren, wörtlich nehm' und mit meiner Abtheilung gleich frisch durch die Pegnitz schwimm' — weil das der kürzeste Weg war —! Da hätt' ein gescheidter, wohlwollender Vorg'setzer mitg'lacht und höchstens g'sagt: „Lassen Sie aber künftighin solche Wiße bleiben, — das könn' Ihnen ein zweites Mal schlecht bekommen,“ oder irgend etwas — aber, daß man einen jungen Offizier deswegen zur Disposition stellt, das ist doch eine Strenge, die nur zum Unglück führen kann. — Und was war's Resultat? Daß ich das satirische Spottgedicht g'macht hab': „Was i thät', wann i König wär'!“ Da hab'n sie mir dann auch noch den Rock auszogen und den Degen zerbrochen — und jetzt bin ich halt ein ruinirter Mensch. Das ist die heilsame Strenge, Herr Pfarrer, — so macht man aus einem heißen, jungen Blut, was vor Kraft und Uebermuth nicht weiß, wo 'nans — 'n Verbrecher — 'n Ehrlöser, und ist amal die Ehr' hin, — dann ist der Lump fertig!“

Der Pfarrer streift mit einem unsicheren Seitenblick den Sprecher. „Nun, Sie scheinen sich's nicht zu sehr zu Herzen genommen zu haben — Ihr Humor ist Ihnen wenigstens treu geblieben —“

„Meinen Sie?“ sagt Gemming und zündet die ausgegangene Pfeife wieder an, aber es ist, als zittere die starke Hand ein wenig dabei. „Ja, ja — der Humor und der Lump, das g'hört zusammen, wie die Fiedel und der Bettel-sack. — Aber wissen Sie, Herr Pfarrer, nicht alle Leut', die auf solche Weis', durch Härte und Strenge zu Grund' g'richtet werden, enden so harmlos! Ein Theil versteht den Spaß von der Narrenspott' falsch — und rächt sich! Aber nicht durch Spott und Weltverachtung — sondern dadurch, daß er das wirklich thut, was man ihm unschuldig zur Last gelegt hat und wofür er so wie so schon büßen muß. Nehmen Sie einem Menschen die Selbstachtung, und Sie machen ihn zu allem fähig. — Das, mein hochwürdiges Herr, haben Sie hent' gethan.“

„Ich?“

„Na, halt der Bannbrief, den Sie und Ihre Kollegen durch Ihre Berichte an's Ordinariat heraufbeschwohren haben.“

„Aha, geht es da hinaus?“

„Herr Pfarrer, ich mach' keine Winkelzüg' — ich sag's frei und offen, ja! Ich halt' den Bannbrief für ein großes Unglück!“

„Weil er die Treiben vernichtet?“

„Nein, nicht weil er die Treiben — sondern weil er die Treiber vernichtet.“

„Sie brauchen ja nur den Unfug bleiben zu lassen.“

„Erstens kennen Sie unsere Bauern schlecht, wenn Sie meinen, die ließen von ihrem Haberseldtreiben, und zweitens wenn sie's auch thäten, so sind doch die nicht wieder zu Ehren gebracht, die seither 'rieben haben und die der Bannbrief als Mörder, Meineidige und schamlose Jugendverführer gebrandmarkt hat. — Ich bin kein Haberer, Hochwürden, aber wenn ich mir den, ich müßt' mich so was heißen lassen und müßt's

hinnehmen, ohne mich vertheidigen zu dürfen — ich weiß nicht, was ich thät'!"

"Nun, das ist den Herren ganz gesund, wenn sie auch einmal spüren, wie es ihren armen Opfern zu Muthe ist, wenn sie so hinstehen und alles über sich ergehen lassen müssen."

"Hochwürden, die Leut', wo getrieben wird, verdienen's, denn es sind allerweil Spitzbuben, oder schlechte Frauenspersonen, — aber die Haberer sind ehrliche Leut'!"

"So, ehrliche Leute nennen Sie das?" lächelt der Pfarrer sarkastisch.

"Ja, Herr Pfarrer, das getraut' ich mir zu behaupten. Niemand wird's einfallen, was Ungeheuliches wie die Haberfeldtreiben zu vertheidigen, die Leut' sehen das aber nicht so an. Für sie ist es ein alter, geheiligter Brauch, — eine Selbsthilfe gegen moralische Vergehen, — die sonst ungeahndet bleiben, weil der Bauer eher alles erträgt, als daß er auf's G'richt geht und klagt. Kann er sich also nicht selbst helfen, so läßt er die Sache lieber auf sich beruhen! Sagen Sie so einem Mann auf einmal, er sei ein Hundsfott, weil er in seiner plumpen Weise, so gut er's halt versteht, was Unrechtes bestraft hat — und Sie bringen ihn zum Wahnsinn. Jedenfalls machen Sie ihn zum Feind der Ordnung, in deren Namen Sie ihn beschimpfen. So werden mit der Zeit aus harmlosen Menschen, die im guten Glauben gefehlt haben, bewußte Uebelthäter und prinzipielle Opponenten!"

"Schlimm genug, wenn es bereits so weit wäre, dann käme der Bannbrief schon zu spät!"

"Er kommt auch zu spät, Hochwürden, denn was die Kirche tausend Jahre lang geduldet hat, kann sie jetzt nicht plötzlich widerrufen, sonst widerspricht sie sich selber und ihrer eigenen Unfehlbarkeit!"

Der Pfarrer lächelt wieder — jenes unvertraute Lächeln, das so seltsam wirkt. "Es ist wirklich interessant zu sehen, wie Leute, die sich das ganze Jahr nichts um die Kirche kümmern, so genau wissen, was sie ihrer Würde und Unfehlbarkeit schuldig ist!" Er hält einen Moment inne, dann läßt er sich aber doch zu einer Erörterung herbei. "Die Sache liegt jetzt anders als einst. Die Haberfeldtreiben sind ausgeartet!"

"Grad das bestreit' ich, Hochwürden! Die Haberer halten genau am alten Brauch! Es ist um kein Haar anders, als in früheren Zeiten. Es sind meistens verheirathete, begüterte Männer an der Spitze. Das Habergericht geht mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke. Der Ankläger hafet mit seinem ganzen Vermögen für die Richtigkeit seiner Anschuldigung. Jeder Schaden wird auf Heller und Pfennig vergütet — und keinem Menschen ein Haar gekrümmt."

"So — und die verwundeten Gendarmen vor drei Monaten?"

"Ja, du lieber Gott, Herr Pfarrer, — die Leute wurden angegriffen und haben sich vertheidigt — die Sache ist jetzt zum Kampf geworden — à la guerre — comme à la guerre. — Das ist der einzige Brocken, den ich noch aus der französischen Klaff' behalten hab'!"

"Darum eben hat die Kirche diesen Streit friedlich zu schlichten gesucht," sagt der Pfarrer und steht auf.

"Friedlich schlichten nennen Sie das, Herr Pfarrer?"

Eine lange Pause entsteht, — Gemming schaut mit seinen großen, offenen Augen den Pfarrer fest an, dann macht er eine kurze Verbengung. "Nun, da will ich nicht länger stören. Hab' die Ehr', eine ruh'same Nacht zu wünschen!" und verläßt noch vor dem Pfarrer das Lokal. Er hat während seines eifrigen Gesprächs gar nicht bemerkt, wie leer es nach und nach geworden ist. Es schlägt zehn Uhr auf der großen Standuhr, die prinzipiell eine halbe Stunde nachgeht. Es ist Zeit, daß er sich aufmacht — nach der Malstatt. "Zu den armen Teufeln, die heut moralisch umgebracht worden sind." Die darf er nicht im Stich lassen — er weiß zu gut, wie's einem da zu Muth ist.

Der Pfarrer athmet auf, als der unerwünschte Gesellschaftler den Platz geräumt hat. Bissinger kann sich ihm jetzt, wo es immer stiller wird, ganz widmen.

"Hochwürden haben Ihr Krügel nit austrunken. Hat Ihre Scheint's das Bier doch nit g'schmeckt?"

"Nicht besonders!"

"Jetzt bleiben S' nur noch a bißl da — ich bring' Ihnen Ihr g'wohntes Flaßchl. Ich hab's ja bloß nit gethan wegen dem Gemming, daß der nit sei naseweise Goshen h'nei hängt!"

"Lassen Sie, Herr Bissinger! Ich möchte heute nicht so spät heim. Sagen Sie — war es eigentlich wohl-

gethan, daß Sie gerade heute den Kommandanten auf die Suche nach Ihrem Sohn schickten? Wäre es nicht besser gewesen, ihn hier zu lassen und lieber die Wache noch zu verstärken?!"

Bissinger sieht ihn erschrocken an. "Hochwürden glauben doch nit, daß es was geben könnt'!"

Der Pfarrer zuckt zweideutig die Achseln. "Besser ist besser. Es wäre nicht die erste Gemeute, die infolge einer so durchgreifenden Maßregel wie die heutige stattfände. — Daß eine große Aufregung unter den Leuten herrscht, sah ich in der Kirche und bestätigte mir das Geschwätz von diesem Gemming."

"Der Kerl ist der reinste Haberer."

"Jedenfalls steht er diesen Kreisen sehr nah — gleich und gleich gefellt sich. — Wir sind also heut im Ort ohne Schutz?"

"Ja, mei! Hätt' ich das ahnen können! Schauen S', Herr Pfarrer, daß i's nur offen b'steh: Der Bub ist halt's einzige auf der Welt, was i noch lieb hab' — mei Stolz und mei Freud! Hochwürden — i hab' mir's nit ankenne lassen — i bin a G'schäftsmann und als Wirth darf man lei saure Mien' zeigen — aber —" seine Stimme sinkt zum Flüstern herab, er stockt mehrmals: "Wissen S', es treibt mich schon recht um! Wenn der Bub' — ich war schon recht grob mit ihm — ich hab' ihn ins G'sicht g'haut — so was soll man nit thun, auch der Vater nit — me erwachsene Menschen —! Wenn i mir denk' — der Bub' hätt' sich a Leids —" er kann nicht weiter reden, die Lippen zittern ihm vor Angst.

"Es wird wohl so schlimm nicht sein —" sagt der Pfarrer, dem man ansieht, daß er an etwas anderes denkt.

"Doch, doch, Hochwürden — denn weswegen ich's gethan hab' — weswegen, das glaubt gar kein Mensch — ich alter Esel —! Aber ich seh', Hochwürden haben jetzt keine Zeit. — Ich komm' morgen zum Beichten, gelten S'? Ich sag's nur, daß Sie's wissen, warum ich den Gendarm fortg'schickt hab' — weil's mich nimmer ruhen hat lassen — Hochwürden, wenn mir den Bub' nit g'sund wiederkam' — i wüß' nit, was i thät', i bit' Ihna, was sollt' denn aus mei'm Geschäft werden, wann i amal nimmer kunnt'?"

Es ist ein jämmerlicher Anblick, wie der beleibte, wohlhäbige Mann zusammengeknickt auf seinem Stuhl sitzt und die wachsgelben Hände faltet.

"Ja, da ist nichts zu machen, als abwarten," sagt der Pfarrer, und es ist nicht recht zu unterscheiden, ob er die eventuellen Ereignisse der Nacht — oder den Bissinger meint. — Mit diesem kalten Trost überläßt er den geängstigten Vater sich selbst und begiebt sich auf den Heimweg.

Haberfeldtreiben.

Es ist still geworden im Ort. Beim Hochbräu ist das letzte Licht erloschen und in den anderen Häusern schläft schon alles. Friedliches Schweigen ringsum, die Nacht ist ruhig, und langsam aufsteigende Dämpfe verhüllen das Licht des wechselnden Mondes, aber nicht anders als wenn eine Mutter den schlummernden Kindern die Nachtlampe verhängt.

Der Hochbräu wälzt sich schlaflos auf seinem Lager. Er ist seit längerer Zeit vom Asthma geplagt. Der Arzt hat ihm gesagt, er sei herzleidend und solle sich so bald als möglich zur Ruhe sehen. — Aber kann er das, wenn der Sohn fort ist, Gott weiß, wohin? Wenn er vielleicht in diesem Augenblick von den kalten Fluthen der Fiar einem Mühlwert zugetrieben wird? Denn sie stehen nicht alle, die Räder — wie die von der tobten Mühl! — Ja, ja, die tobte Mühl! — und der Abend gesternt, bei der Leich' und der Aufschrei des verzweifeltten Geschöpf's, das ihn verflucht, — weil es gar nicht begreift, daß ein vernünftiger Mensch für sich handeln und sorgen kann, ohne ein schlechter Kerl zu sein! — Flüche und Verwünschungen — sind nie gut! Dafür steht er nun schon heute die Angst um den Sohn aus. Was hat er nur gedacht? Das unwirische Mädl war's ja doch nicht werth, daß er sich deshalb den eigenen Sohn aus dem Hause trieb! Was sind am End' alle Weiber und ihre Reize gegen sein eigenes Kind — sein Fleisch und Blut? Und noch dazu so eins wie der Lorenz, der wohlgerathene Sohn, der ihm bisher keine böse Stund' gemacht hatte! Eine heiße Angstwelle überfluthet ihn und droht ihn zu ersticken. Und überdies hört er immer etwas in der Ferne wie einen heranzurullenden Donner, und doch ist die Luft ganz ruhig. Sein Herz hämmert, daß der Athem nicht mehr nachkommt. Er springt vom Bett auf — er kann nicht mehr liegen. "Du hast 'n Sohn g'habt —" schreit es unablässig in ihm, "und hast dich selber drum bracht —!" Er geht ans Fenster und schaut

hinaus. Alles ist still. Nur in der Ferne, da ist es immer noch, als ob ein Trupp Soldaten vorbeimarschirte, so ein gleichmäßiger Schritt. Er horcht — und nun ist es wieder, als komme es von einer andern Richtung, dann von einer dritten — zuletzt von allen Seiten. — Ist er denn wahrhaftig, hat er Gehörstärkungen? Er lehnt sich zum Fenster hinaus. In diesem Augenblick spürt er an einem starken Luftzug, daß hinter ihm die Thür aufgeht, — er dreht sich um, das Blut stockt ihm in den Adern, er will schreien — er kann nicht — es ist etwas im Zimmer. — Die Dunkelheit zeigt nur unbestimmte Umrisse, aber es ist etwas Lebendes, Heißhathmiges, Drohendes — etwas Furchterliches! Es kommt auf ihn zu — langsam, unausweichlich. — Von Entsetzen gelähmt, steht der unglückliche Mann da und kann nicht vor, noch zurück. Im fahlen Schimmer, der durch die Wolken dringt, sieht er's — eine verummte Gestalt! Aus der schwarzen Maske schauen ihn zwei fremde, dunkle Augen scharf an und eine, wie ihm denkt, dröhnende Stimme sagt das bekannte Wort — das Schreckenswort der ganzen Gegend: „Bauer, ist Dein Haberfeld leer?“

(Fortsetzung folgt.)

Die „Camorra“ in den italienischen Gefängnissen.

Daß Italien, und namentlich Unteritalien, Sizilien und Sardinien, das Land der geheimen Gesellschaften ist, ist allbekannt. Auch Namen, wie „mafia“, „camorra“ u. s. w. kennt man. Zum ersten Male aber wurde jetzt eine genaue Darstellung der Verfassung eines Zweiges der „camorra“ veröffentlicht und zwar der „camorra“ in den italienischen Gefängnissen. Die Zeitschrift für Gefängniswesen „Rivista di discipline carcerarie“ brachte nämlich unlängst einen Aufsatz über das Leben im Gefängnis, der auch außerhalb Italiens Interesse erregen wird, da er uns einen Einblick in das Leben des italienischen Volkes, wie es sich unter der Oberfläche abspielt, verschafft.

Das Wort „camorra“ ist in der Schriftsprache nicht gebräuchlich, nur giebt es ein Wort camorro, das eine häßliche, schlechte Sache bezeichnet. In den Gefängnissen bezeichnet camorra eine Schutz- und Truggesellschaft, die den Zweck hat, den Aufsehern ein Schnippchen zu schlagen, Spielgelegenheit unter den Verschworenen zu schaffen, und diese auf Kosten der Nichtgenossen zu bereichern. Jede Sozietät setzt sich aus drei Graden zusammen, nämlich vier- und zwanzig camorristi, achtundvierzig picciotti (Rekruten) und aus der Zahl nach nicht geregelten „giovani onorati“ (jungen Geehrten = Geduldeten). Jeder Kamorrist hat zwei picciotti zu seiner Verfügung, einen, der ihm als Sündenbock hilft, und einen als Diener. Die picciotti selbst lassen sich wieder von einem der „jungen Geehrten“ bedienen, das heißt von einem Kandidaten, der ohne Widerstreben Alles bezahlt, was man von ihm verlangt hat, und nun als Schutzgenosse, cliens, unter dem Protektorat der Kamorra steht.

Die Gesellschaft wählt ein „Haupt“ mit Stimmenmehrheit, sowie einen Seckelmeister, zugleich als Stellvertreter des capo. Das Haupt, im Kamorrajargon „bastone“ = Stod geheissen, nach dem ersten der vier verschiedenen Zeichen der italienischen Spielarten, bastone, Stod, spada, Schwert, coppa, Becher und denaro, Geld, hat das unbeschränkte Oberkommando über alle Genossen und Klienten, er ist geachtet und gefürchtet, und nimmt sich von der Beute den Löwenanteil. Der Seckelmeister, im Jargon „andrino“, hat die Aufgabe, den dienstthuenden Kamorristen des Tages zu überwachen und ihm die Tagesbeute abzunehmen, die er dann dem Haupte giebt, das für die Vertheilung sorgt. Finden sich sehr viele Kamorristen in einem Gefängnisse, so wählen sie, trotzdem sie auf mehrere Stuben vertheilt sind, doch nur ein Haupt, ernennen aber dafür für jede Stube einen Seckelmeister.

Die Herren vom Bau halten übrigens auf Würde; denn kein „Mitglied“ darf sich zu „knechtischen“ Arbeiten hergeben und z. B. als Wäscher, Krankenwärter, Stubenkehrer, Koch oder Lichtputzer amten, höchstens wird ihm erlaubt, Schreiberdienste zu thun. Wer gegen das Gebot freveln und ein verehrtes Amt annimmt, wird als Spion ausgestoßen. Wer von den „Freunden“ sich weigert, den Mitgliedern zu willen zu sein und zu zahlen, was von ihm verlangt wird, fliegt aus der Stube heraus, zuweilen erhält er auch schlagende Belehrung, und wehe ihm, wenn er sich empört, oder aus Rache die Geheimnisse der anderen verräth — darauf steht nämlich die Todesstrafe. Sein Name wird sofort in allen Gefängnissen und an allen Orten der Freiheit, wo sich Kamorristen finden, bekannt gemacht, und man ruht nicht eher, als bis der Spion für immer stumm ist. Die Vollziehung des Todesurtheils überlassen die „camorristi“ gerne den „picciotti“, denen als Lohn die Aufnahme in den Grad der camorristi winkt.

Jeder Grad hat seine bestimmten Geheimnisse oder Erkennungszeichen. Das „segreto“ der Kamorristen ist die Karte; Geld sieben, das der „picciotti“ Geld sechs. Was die Hierarchie der „camorra“ betrifft, so gehen, wie schon gesagt, die picciotti aus dem Stande der Klienten hervor. Hat sich solch ein „junger Geehrter“ ausgezeichnet, so wird er zur „Tagzahlung“ der Kamorristen

zugelassen, diese stimmt über ihn ab, und erhält er Stimmenmehrheit, so wird er als „Zugelassener“ proklamirt. Darauf folgt die Unterweisung in den Geheimnissen, Dogmen und Pflichten seines Grades, und er schwört blinden Gehorsam. Der Zugelassene giebt nun dem „Haupte“ einen Bruderfuß, dann dem Seckelmeister und so fort allen Mitgliedern, worauf er dem Haupte, welchem zwei Abstimmungen zuziehen, einen zweiten Kuß giebt. Dann ist er würdig, zum „picciotto“ erklärt zu werden. Nach der feierlichen Einführung muß er das „Evangelium“ der Entstehung der camorra erzählen, das also lautet: „Es waren einst drei Mitter in Spanien, und die gingen in eine Kneipe, um zu trinken und zu essen; dann setzten sie sich zum Spiele hin, und einer verlor all sein Geld, und darauf nahm er mit Einwilligung der beiden andern von jeder Lira Gewinn vier Soldi für sich, und so entstand die Kamorra.“ In der That übt die camorra ihre Hauptpflichten beim Spiel; und meist beim Lieblingspiel zecchinetto. Die Gesellschaft konstituirte sich, der Seckelmeister ernennet den Kamorristen du jour, überreicht ihm ein Spiel Karten und einen Dolch, welsch letzterer zur Bestrafung säumiger Zahler dient, und der erste picciotto des Tageskamorristen bewaffnet sich gleichfalls, hinter seinen Herrn tretend. Für Waffen und Spielfonds ist immer gesorgt, ein jedes Korps von 24 Kamorristen und 48 picciotti zählt nämlich als eifernten Bestand fünf „Waffenschäften“, entweder Dolchmesser, oder geschärfte Nägel, zwei Kartenspiele, einen Bleistift, Federn, Papier und Wachsstock und ein Depot von 51 Lire, das sogenannte „baciletto“-Wasserschiffelchen. Der Tageskamorrist fordert nun alle Stubentameraden, gleichviel ob sie zum Bau gehören oder nicht, auf, am Spiel theilzunehmen; dann geht er zu den einzelnen Spielergruppen und erhebt von jeder Lira Einatz 20 Centesimi, die traditionellen 4 Soldi; wer nicht zahlt, dem droht der Dolch. Wer eine Anleihe macht, muß am Abend zurückzahlen, und zwar mit 20 Centesimi Zinsen für jede Lira.

Will der picciotto zum camorrista aufsteigen, so erheben sich große Schwierigkeiten. Die leichteste Art, zum Ziel zu kommen, ist, wie oben erwähnt, die, den Scharirichter zu spielen. Hat ein picciotto, der auf dem gewöhnlichen Wege nach Höherem strebt, seinen „patronus“ gewonnen, so bernennt dieser die Generalversammlung der camorristi und stellt alle picciotti als Wachen auf, damit die Wächter keine Ueberraschungen bereiten können, dann setzt der Adokat-Patron die Gründe auseinander, die seines picciotto Ständeserhöhung empfehlen. Es folgt Abstimmung, und fällt sie günstig aus, so wird der Kandidat zum „sogenannten Kamorristen“ befördert (camorrista a voce), womit seine Picciottoschaft aufhört. Er tritt jetzt in die erste Stufe als scusato (Entschuldigter). Drei Tage nach der Einführungsfeier versammelt sich die ganze Kamorristenschaft noch einmal, und der Neophyte „va sotto l'azione“ (geht unter die Handlung), das heißt, er „wirkt die große Fiehung.“ In ein Waschbecken werden fünf „Waffenschäften“ gelegt, und zwar zwei mit Stich und Schneide, zwei bloß mit Stich und ein langes Messer. Diese werden im Kreise geordnet und mit einem weißen Taschentuch bedeckt, worüber wiederum ein feineres rothes Taschentuch im Werthe von fünf Lire gelegt wird, das Eigenthum des Hauptes ist und im Jargon „la capiata“ heißt. Nun werden die Pathen ernannt, nämlich einer für den Neophyten, der jetzt als der „welcher zieht“ „il terzo favorevole“ heißt und einer für den „terzo contrario“, d. h. den, „der den Hieb kriegt.“ Das „Haupt“ nimmt das lange Messer, um einen falschen Hieb pariren zu können (die sogenannte cescia) und die Pathen ergreifen die Messer mit Stich und Schneide. Darauf entblößt der „terzo contrario“ seinen rechten Arm bis zum Ellenbogen, und der „terzo favorevole“, also der Neophyt, wirft Weste und Jacke ab, indem er so „die Halbbüste wie die Engellein“ macht, und nun geht's los. Der Hauptmann fragt noch, ob die beiden Gegner keinen Streit mit einander gehabt, stellt sie dann mit dem Rücken gegen einander und läßt sie aus dem Tuchbedeckten Becken die Stichwaffen herausziehen, gewöhnlich große Nägel, die bis zur Spitze mit Schnur umwickelt sind, und kommandirt: „Im Namen der heiligen Cosmas und Damianus, eins, zwei, drei!“ Darauf drehen sich die beiden um, und der Neophyt stößt den Gegner auf den bloßen Arm, worauf er das Blut aus der Wunde saugt und den Betroffenen küßt. Dann wird die Wunde mit dem weißen Taschentuche, das zum Lohn für seine Hingabe dem Verwundeten verbleibt, kunstgerecht verbunden und die Versammlung löst sich auf, „l'azione e finilizzata“, wie es im unübersehbaren Jargon heißt.

Interessant gestalten sich die Ceremonien, wenn ein neuer Stubengenosse eingeliefert wird. Der Tageskamorrist, der von seinem Sündenbock = picciotto begleitet ist, der die Kartenpiele und die zum Spiel erforderlichen Dolche auf eigene Gefahr bei sich trägt, da er bei jeder Unterzückung seinen Vorgesetzten retten muß, tritt in die Mitte der Stube und schreit „Zur Stelle!“ Alle Stubentameraden, Eingeweichte und Geduldete ohne Unterschied setzen sich dann auf ihr Bett und schweigen, bis der Tageskamorrist den Fremdling ausgefragt und ihn eingeladen hat „etwas zu zahlen“. Ist der neue Eingelieferte ein Kamorrist, so übernimmt er die Initiative, er tritt auf den Tageskamorristen zu und fragt ihn, „was er sei“. Dieser schweigt, und der andere wiederholt die Frage noch zweimal, worauf er endlich ruft: „Im Namen der Sozietät fordere ich Euch auf, wer seid Ihr?“ und der Tageskamorrist antwortet: „Einen Fuß in der Stube und den anderen an der Kette.“ Der Neue sagt dann die vorgeschriebenen Worte: „Ich lasse Euch wissen, daß ein aktiver Kamorrista, frank und frei an seiner

Stelle angekommen ist, der noch so lange die Mühe stopft, (suspendirt ist), bis die Gesellschaft ihn aufnimmt. Bringt die Neuigkeit dem Haupte, damit wenn es hier ein Waschküffchen (Spieldepot) giebt, er eine Portion mehr beschafft.“ Der Tageskammerist erwidert darauf: „Was zeigt Ihr, um Euch als Kamorrist zu weisen?“ „Ehre, Gesellschaft und Kamorra,“ ist die Antwort. Am anderen Tage folgt dann ebenfalls mit traditionellem Ceremoniell und festgelegten Frage- und Antwortfäden die feierliche Einführung des fremden Bruders.

Der letzte Theil des Aufsatzes handelt von den Verurtheilungen und Strafen. Die Gerichte des Bundes zerfallen in drei Stufen, erstens das Gericht Jesu Christi, zweitens das der Gesellschaft und drittens das der Schande oder der Gerechtigkeit. Bei kleineren Vergehens wird der Delinquent bloß auf ein oder zwei, ja auf zwölf Monate „gestopft“, d. h. suspendirt, bei größeren aber „hinweg genommen ganz und gar“, d. h. mit Schande ausgestoßen. Der Verurtheilte kann aber durch einen Kameraden, der in ein anderes Gesängniß versetzt wird, an ein fremdes Gericht appelliren.

(„Frankfurter Zeitung“.)

Kleines Feuilleton.

co. **Schiffsverluste im Jahre 1896.** Die Gesamtzahl der verlorenen, verbrannten oder zerschmetterten Schiffe betrug im letzten Jahre 984 mit einem Tonnengehalt von 708 439 Tonnen. Diese Zahlen sind ungefähr dieselben wie in den vorangegangenen Jahren. Es sind 3,25 pCt. aller verladenen Tonnen verloren gegangen. Das letzte Vierteljahr des Jahres 1896, dessen Wirbelwinde und Stürme noch in aller Erinnerung sein dürften, weist die meisten Schiffbrüche auf, nämlich 327; während des zweiten Vierteljahres gingen nur 164 Schiffe verloren. Im allgemeinen stellen die Segelschiffe 55 bis 60 pCt. des verlorenen Tonnengehalts. Im letzten Jahre gingen 720 Segelschiffe mit 353 040 Tonnen verloren, während die Zahl der verschwundenen Dampfschiffe nur 264 betrug, die jedoch einen Tonnengehalt von 355 419 Tonnen darstellten. Deutschland hat, was den Tonnengehalt betrifft, nur 1,35 pCt. verloren; die französische Marine 1,86 pCt., die russische 2,14 pCt., die englische 2,31 pCt., die dänische 2,13 pCt., die spanische 2,63 pCt., die Marine der Vereinigten Staaten 3,10 pCt., die schwedische 3,70 pCt., die österreichische 3,44 pCt., die italienische 4,32 pCt. und die norwegische 5,96 pCt. —

Literarisches.

n. **Rudolf Meyers:** „Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerverleben und der nächste Weltkrieg.“ Berlin 1897. Max Mieland's Verlag. — Der Verfasser macht sich die Sache leicht. Er stellt einfach ganz willkürliche Behauptungen auf und zieht daraus die ihm bequemsten Schlussfolgerungen. Auf 28 Kriegsjahre folgen 28 Friedensjahre, so ist es nach seiner Behauptung seit Anbeginn gewesen und so wird es sein, „so lange die Erde die Sonne umkreist und die Menschheit auf Erden weht und lebt.“ Warum? Weil während dieser 28 Jahre gewisse Wetterperioden wechseln. Die größere oder geringere Sonnenaktivität erzeugt diesen Wetterwechsel und „die Sonne beherrscht demnach in ganz gleicher Weise mit nicht minderer Gesetzmäßigkeit die Neuschungen und Produktionen des Menschengeistes und „Willens“. — Fertig! —

Theater.

— In der letzten Generalversammlung der Wiener „Arbeiterbühne“ wurde Engelbert Bernerstorfer zum Obmann gewählt. Es kam zu einer recht deutlichen Aussprache mit den bürgerlichen Elementen, jungen Schriftstellern u., die die Arbeitervereinigung als Sprungbrett zu Erreichung ihrer Ziele benutzen wollten. Der „Arbeiterdichter“ Jenny lief im hellen Jörn aus der Versammlung weg und meldete seinen Austritt an. —

c. e. „Der Sohn des Kalifen“ von Ludwig Fulda wurde dieser Tage auch in Petersburg aufgeführt. Die dortigen Blätter bezeichneten das Stück als Duhendwaare. —

Kunst.

— Die Kunst-Gallerie des Fürsten Borghese ist von der italienischen Regierung für 3 600 000 Franks angekauft worden. Die Summe soll in 50 Jahresraten gezahlt werden. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Kompaßpflanze (Silphium laciniatum), welche nach der begeisterten Schilderung Longfellow's in seiner Evangeline den Wanderern in der endlosen Prärie den Weg zeigt, indem sämtliche Blätter sich in eine von Norden nach Süden weisende Ebene einstellen, hat schon viele Gehilfen bei diesem Wegweiseramt gefunden. Professor Stahl in Jena zeigte, daß unter andern viele unserer europäischen Wild-Lattich- (Lactuca-) Arten in dieselbe, den Morgen- und Abend-Sonnenstrahlen voll aufstehende, dem Mittagbrand aber ausweichende Stellung hineinwachsen, und nun berichtet Herr E. J. Hill aus Chicago in einer neuen Nummer von Garden und Forest, daß auch Silphium terebinthinaceum eine ausgezeichnete Kompaßpflanze sei, sofern etwa 75 pCt. der wildwachsenden Pflanzen dieser Art ihre Blätter

in die Mittagsebene stellen. Um sich nicht täuschen zu lassen, müsse man aber auf das Alter der Blätter acht geben. Die jungen Pflanzen zeigen die Orientation am vollkommensten. Ihre Wurzelblätter drehen sich so lange, bis sie ihre Flächen nach Osten und Westen gewandt haben und die Spitzen demgemäß nach Norden und Süden zeigen. Bei den älteren Pflanzen verlassen die Blätter öfter diese Richtung, wenn sie aufgehört haben, sich von der Sonne beeinflussen zu lassen, und solche Pflanzen können dann irreführen. Man kann sich also hier nur nach der Majorität richten, und Sir Joseph Hooker bemerkte, daß, wenn man durch eine mit Silphium bestandene Präriestrecke mit der Eisenbahn fährt, man an der Blattstellung der Mehrzahl wohl erkennen könne, wenn der Schienenweg seine Richtung verändert. — („Prometheus“.)

Technisches.

— Eine Probe-Schnellfahrt fand vor kurzem auf der Strecke Offenburg-Freiburg-Basel und zurück statt. Der Probezug war zusammengesetzt aus einer schweren neuen Schnellzugmaschine, zwei Pack- und fünf Personenwagen; er verließ Offenburg um 11 Uhr 15 Min. vormittags und legte die 63 Kilometer bis Freiburg in 49 Minuten und die 62 Kilometer von Freiburg bis Basel sogar in nur 47 Minuten zurück. Die Rückfahrt, die um 2 Uhr 48 Min. angetreten wurde, nahm wegen der höheren Lage Freiburgs eine Minute mehr in Anspruch, dagegen wurde auf der Strecke Freiburg-Offenburg sogar eine Minute gespart, es wurden also 63 Kilometer in 48 Minuten zurückgelegt. Der Zweck der Probe-Schnellfahrt war der, zu ermitteln, ob es möglich sein würde, die internationalen Verbindungen, insbesondere diejenige von Holland und von Köln nach Basel und umgekehrt mit einer effektiven Geschwindigkeit von 80 Kilometern per Stunde über die badischen Linien zu führen, ein Versuch, der vollständig gelungen ist. Nach sachmännischem Urtheile ist ein so geschwind fahrender Zug durchaus keiner größeren Gefahr ausgesetzt, als etwa ein gewöhnlicher Personenzug mit 40 Kilometern Geschwindigkeit. —

Humoristisches.

— **Rass-ed-din, der türkische Eulenspiegel,** verlor eines Tages seinen Quersack und rief öffentlich aus:

„Entweder Ihr findet meinen Quersack, oder ich weiß, was ich thun werde.“

Die Bewohner des Viertels suchten, und als sie den Quersack gefunden, brachten sie ihn, fragten aber dabei aus Neugierde:

„Ei, Meister, wenn wir diesen Quersack nun nicht gefunden hätten, was würdest Du gethan haben?“

Der Meister sagte:

„Ja, wenn Ihr ihn nicht gefunden hättet, da habe ich zu Hause einen alten Sack, den hätte ich zusammengeschnürt und einen Quersack daraus gemacht.“ —

Vermischtes vom Tage.

— **Nationalliberale Redekunst.** Bei einem Bismarck-Kommerse erhob sich einer, that den Mund auf und sprach: „Meine Herren! Fürst Bismarck hat immer so schöne reine Wäsche getragen, das haben die deutschen Frauen gethan. Darum wollen wir die deutschen Frauen hoch leben lassen. Sie leben hoch!“ —

— Die große Fischräucherei und Rehmacherei von Bade in Geestemünde ist niedergebrannt. Die Gebäude der Firma bildeten früher das Arsenal für die erste deutsche Flotte. —

— Das Stahlwaaren-Geschäft J. A. Hendels in Solingen wird zwecks Auseinandersetzung der Gesellschafter am 24. April öffentlich meistbietend verkauft. —

— Zwei Lustmorde werden aus Sachsen gemeldet, einer wurde im Zeisigwalde bei Chemnitz, der andere in Döritz bei Zittau verübt. Die Opfer sind zwei Schulmädchen. —

— Bei Roncone (Südtirol) ist eine mächtige Steinlawine niedergegangen. Ein Mann wurde verschüttet und erschlagen. —

— Im Hospiz hoch oben am Scheitel des Grimelpasses schaltet und waltet ein 73jähriger Knecht. Der Mann wohnt seit 17 Jahren Sommer und Winter auf der Grimpel. —

— In Marseille ermordete eine junge Frau eine 80jährige Matrone, weil diese ihr ein Darlehen von 150 Mark verweigert hatte. —

— In einem Dorfe der Dordogne, Graulges (Frankreich), welches 150 Kilometer landeinwärts vom Ozean liegt, soll es in der Nacht vom 3. auf den 4. April Schellfische geregnet haben. Der Sturm hatte sie so weit getragen und des morgens fand man Gärten, Felder und Wiesen damit bedeckt.“ So wird gemeldet. Werden ausgewachsene Walfischlein gewesen sein. —

— **Charlow (Rußland).** Am 11. April entgleiste zwischen den Stationen Listi und Korotojak ein von Woronesch nach Charlow fahrender Eisenbahnzug, wobei drei Wagen die Böschung herabstürzten. Ein Postschaffner wurde getödtet, zahlreiche Passagiere wurden unerheblich verletzt. —

— c. e. Entdeckung eines Dorfes. Wie aus Tara (Rußland) geschrieben wird, wurde kürzlich ganz zufällig im Walde am Fusse Taja von der Fortwache ein großes Dorf entdeckt, das vor acht Jahren von Ueberstiedlern aus West-Rußland gegründet wurde. Die Behörden hatten bis jetzt keine Ahnung von der Existenz dieses Dorfes. —